

# Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich  
Schriftleiter: Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 20 Heft 1/2

Jänner – Juni 1966

INHALT	Seite
Die Markt-Freyung (Gustav Brachmann)	3
Annales Styrenses. Ein Nürnberger Druck aus dem 18. Jahrhundert (Josef Ofner)	63
Richard Diller. Leben und Werk (Otfried Kastner)	71
Oberösterreicher mit Kaiser Max in Mexiko (Richard Kutschera)	86
Österreich-Ungarns erste Fischzuchtanstalt in Neukirchen an der Vöckla (Heinz Benda)	112
Das Spänedrehen (Franz Mühlbauer)	120
In der Vichtau. Altes aus der Heimat (Josef Lindenbauer)	129
Schrifttum	141

# In der Vichtau

Altes aus der Heimat

Von Josef Lindenbauer (Eberstallzell)

*Die folgenden Schilderungen sind Abschnitte aus einem Manuskript, in dem der vom Hof Unternberg, Ortschaft Neukirchen in der Vichtau, Gemeinde Altmünster, stammende Verfasser das bäuerliche Leben seiner Heimat an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert schildert.*

\*

Bei Kindstauen gingen der Vater, die Hebamme und beide Godenleut gemeinsam, das Kinderl auf den Armen, zur Kirche zur Taufe und dann zum Kirchenwirt zum festlichen und reichhaltigen Taufmahl, zu stets echt familiärer und fröhlicher Unterhaltung. Zum Mahl gab es ein kälbernes Bratl oder Schnitzl mit den üblichen Zwetschkenpofesen als Nachspeise, wovon noch reichlich für die Kinder heim mitgenommen wurde.

\*

Bei Todesfällen und Begräbnisfeiern gab es allerhand Bräuche, die sich bis heute vielfach verloren oder zumindest geändert haben. Bei einem Todesfall ging man sogleich zu einem der nächsten Verwandten oder Nachbarn mit der Bitte um die notwendige Betreuung. Da kam sofort jemand zum Umbetten, Umziehen, Rasieren usw. So wurde der Verstorbene sauber aufgebahrt, der Raum mit Heiligenbildern und Blumen geschmückt und etwas verdunkelt. Die Nachbarschaft und die Verwandten wurden zum Wachtengehen für die nächsten Abende eingesagt. Bei der Wacht wurde ein bewanderter Vorbeter angesprochen, der dann die Wacht mit drei Rosenkränzen und drei Litaneien mit jedesmal verschiedenen und gar oft zu zahlreichen Bitten durchführte. Zwischen den Rosenkränzen wurde Bier und Brot herumgereicht und der Trauerfall besprochen. Mit dem ersten Weltkrieg ist das Bier beim Wachten abgekommen, seither wird Most aufgetragen. Der Totengräber kam ins Maßnehmen und brachte dann den Sarg. Am Begräbnistag wurden die ankommenden Trauergäste in die Stube gebeten und Kaffee, Tee, Brot und Bunkel dargeboten. Bei der Bahrlegung halfen dem Tischler einige Nachbarn unter Anwesenheit der nächsten Angehörigen. Zur Aussegnung trugen zwei Nachbarn den Sarg hinaus zum Totenwagen; unter den Türen wurde angehalten und der Tote mit Niedersenken unter Gebet abgesetzt. Der Totenwagen, meist mit einem Paar Ochsen bespannt, war ein einfacher Bretterwagen, mit neuen Brettern bestückt. Die Seitenbretter wurden zur Bahre zusammengelehnt und mit einer Kette an den Wagen fest„gereeitelt“. Mit den Kränzen, deren damals nicht viele gebräuchlich waren, wurde die Bahre und der Wagen umhängt, und so setzte sich dann der Leichenzug unter dem üblichen Gebet in Bewegung zur Kirche und zum Friedhof. Eine Nachbarin blieb als „Gamerin“ daheim zurück, legte sofort das Totenbett auseinander, trug den Strohsack, auf dem der Tote gelegen war, auf den Weg hinaus, auf dem der Tote soeben weggefahren wurde, und zündete den Strohsack an, damit vom Kranken- und Totenbett nichts mehr vorhanden war. War der Verstorbene ein Bienenvater, so mußte die „Gamerin“ auch an die Bienenstöcke klopfen und dabei sagen, daß man soeben ihren Herrn zu Grabe getragen habe; dies müsse man tun, weil sonst die Bienen eingehen würden. Früher wurde der Tote sogleich in den Friedhof getragen und bestattet, später im Kirchenvorraum („Kirchahütl“) abgestellt und nach dem Requiem zu Grab getragen, schließlich direkt in der Kirche abgestellt und nach der Totenmesse beigesetzt. Beim Mesnerhaus,

ein Stück vor der Kirche, war die Absetz, hier wurde der Sarg vom Wagen genommen und auf den Tragschragen gelegt, auf dem ihn dann die Träger – meist Nachbarn – zu Grabe trugen.

Nach dem Begräbnis gab es beim Wirt die Totenzehrung, die dem Stand und Vermögen der Angehörigen angemessen war, meist eine Schnittelsuppe und Rindfleisch mit Semmeln, dies entweder für alle Begräbnisteilnehmer oder nur für die Verwandten und Träger. Für weniger Begüterte bestand das Totenmahl in einer Speckwurst mit Brot und einer Halben Bier; bei armen Leuten wurde nichts geboten, und die Trauergäste mußten sich die Zeche selbst bezahlen.

Bei der Totenzehrung an Freitagen gab es damals selbstverständlich keine Fleischspeisen, sondern meist eine Einmachsuppe und nachfolgend Weinbeerl-Reis oder sonst irgendeine Mehlspeise. Der konduktführende Tischler dankte am Grabe im Namen der Angehörigen für die Begleitung zum Grab und vermeldete die Einladung zur Zehrung. Eine Grabrede des Pfarrers war damals ganz selten.

\*

Die Bittage waren seinerzeit etwas ganz Besonderes. Der schöne und beliebte Brauch, an den Bittagen durch die Fluren betend in die Kirchen der Nachbarspfarreien zu ziehen, von denen die Gegenbesuche kamen, ist längst abgekommen. Schon zeitlich in der Frühe ging der Pfarrer mit den Ministranten, die Fahnen trugen, und einer Schar von Gläubigen, die sich am Weg immer noch vermehrte, an einem Tag betend nach Traunkirchen und am nächsten Tag nach Altmünster. In den dortigen Kirchen wurde der Gottesdienst und anschließend in den Gasthäusern Einkehr gehalten bis zum Rückmarsch, auf dem wieder für das Gedeihen und den Schutz der Feldfrüchte gebetet wurde.

Die Bittage wurden von der Landbevölkerung ernstgenommen, und es beteiligten sich an diesen Prozessionen sehr viele Leute. Während unsere Leute in der Nachbarspfarre beteten, zogen die Traunkirchner oder Münsterer nach Neukirchen und hielten in unserer Kirche ihre Andacht. Unter den Ministranten und anderen Buben der verschiedenen Orte kam es dabei meist zu Raufereien, bei denen die Fahnentragriemen zum Zuschlagen willkommen waren. Ging an der Prozession jemand vorbei, ohne den Hut abzunehmen, so wurde ihm dieser vom Kopf heruntergerissen und weggeworfen.

Um die Felder gegangen wurde zu dieser Zeit von den Leuten der einzelnen Behausungen. An Samstagen und Sonntagen, an denen sonst das ganze Jahr hindurch in der Stube bei den Bänken kniend der Rosenkranz und die Litanei gebetet wurden, gingen in der schönen Jahreszeit bis zur Ernte alle Hausleute miteinander, den Rosenkranz betend, um die Felder, auf denen Korn und Weizen zur Reife heranwuchsen. Dieser schöne Brauch ist leider schon längst abgekommen, zu meiner Jugendzeit waren es nur mehr einige Häuser, in denen er noch gepflegt wurde; auch einige Nachbarsleute haben sich gern an den Felderumgang angeschlossen.

\*

Wallfahrten wurden früher sehr gerne unternommen, trotz der vielen Strapazen, die man in Kauf nehmen mußte. Zum Richtberg-Taferl hinauf, wohin auch viele Wallfahrer von auswärts kamen, gingen wir im Frühjahr und Herbst; es war ein ziemlich starker Marsch. Nach Puchheim und Ohlstorf wurde auch gern gewallfahrtet. Sehr anstrengend waren die alljährlich üblichen Wallfahrten nach Mondsee – St. Wolfgang – Ischl. Zeitlich früh wurde von der Kirche aus weggebetet, hinein über die Großalm-Aurach-Taferl bis Steinbach,

von dort ging es auf einer Platte über den Attersee bis Unterach, von hier aus wurde wieder weitergebetet bis Mondsee. Dort war Kirchenbesuch und Beichtgelegenheit, dann mußte für das leibliche Wohl gesorgt und das Nachtquartier aufgesucht werden. Am Morgen war die Wallfahrermesse, und nach einiger Stärkung ging es weiter nach St. Wolfgang. Hier wurde nach dem Kirchenbesuch Mittag gemacht und sogleich weiter auf den Falkenstein hinaufgebetet, einen steilen und steinigen Berg; zu beiden Seiten des Weges lagen große Steine, die wohl früher von bußfertigen Wallfahrern hinaufgeschleppt und bei Übermüdung weggeworfen worden waren. Am Falkenstein, wo einst der heilige Wolfgang gehaust haben soll, stehen Felsblöcke, durch die sich einige Gänge hindurchziehen, schon ganz glatt poliert vom Durchschlafen und Durchzwängen der Wallfahrer, weil es heißt, daß man nur ohne Sünde dort durchkomme. Ein klares Quellenbründl befindet sich etwas weiter unterhalb, mit dessen Wasser manche die Augen und kranke Stellen wuschen. Der Abstieg durch den Wald ging rasch, dann wurde auf der Straße bis Ischl weitergebetet, bei oft großer Hitze mußte streckenweise abgesetzt werden, daß sich die Leute etwas verschlafen konnten. Von Ischl ging es dann mit der Eisenbahn bis Traunkirchen, von wo aus der letzte Rest des anstrengenden Fußmarsches von den todmüden Wallfahrern gemeistert wurde.

Die Wallfahrten wurden früher noch weiter unternommen, sogar nach Salzburg „ön Ploan“ (nach Maria-Plain) hinauf zu Fuß, man fuhr über den Attersee und zog über Mondsee-Straßwalchen bis Maria-Plain. Diese Wallfahrten haben sich erhalten, nur werden sie heute mit Autobussen unternommen, so daß sie zugleich als Ausflug gelten.

\*

Die „Troadkasten“ waren einst Bestandteil eines jeden Bauernhauses, standen aber wegen der Feuergefahr abseits vom Haus; auf die Sicherheit des Getreides, des wichtigsten Nahrungsmittels, wurde alles gehalten. Der „Troadkasten“ war aufgezimmert, neben der Eingangstür ging unter dem Dachvorstand eine Stiege in den oberen Teil des Kastens mit seinen nur ganz kleinen Fenstern. Im Innern waren beiderseits des Ganges die mit Brettereinfassungen abgeteilten Fächer, die sogenannten „Kest“, in denen gesondert das Korn, der Weizen, der Hafer und manchmal etwas Gerste aufgeschüttet war. Über den großen „Kesten“ waren ganz hinten kleinere für die „Haarlinset“, „Oariwoas“ (= Erbsen), Linsen, Grieß, Mehl usw. angebracht. Linsen wurden früher gern gebaut und das Linsenmehl dem Kornmehl zum Brotbacken beigemischt; um 1860/70 aß man noch das schwarze, schwerverdauliche Linsenbrot. Auch das Brotmehl, wie man es von der Mühle heimbrachte, wurde meist in Säcken im Getreidekasten aufbewahrt. Meine Mutter lagerte gern die Eier für den Winter in den Weizen ein, wo sie vor der Kälte und Luftzufuhr geschützt waren. Auch das Selchfleisch hatte an einem im „Kest“ angebrachten Gestänge seinen Aufbewahrungsplatz. In meinem Heimathaus stand der alte „Troadkasten“ zu meiner Zeit nicht mehr, er wurde im Haus am Dachboden eingebaut, wo er bequemer zugänglich war.

\*

Die Dreschmaschine löste das Drischeldreschen ab, obgleich das Samengetreide noch lange mit der Drischel „geboßt“ und in kleineren Wirtschaften das gesamte Getreide noch mit der Drischel gedroschen wurde. Ein Bauer am Grasberg, der Sperl in der Edt, brachte die erste Dampfdreschmaschine schon um 1900 in unsere Gegend. Es war eine sehr gute

Druschgarnitur mit einem leichteren Dreschwagen und einem kleinen englischen Dampfkessel, für die Berggegend ganz geeignet. Nun ergab sich eine große Umstellung; an einem halben oder ganzen Tag war bei den meisten Bergbauern unserer Gegend sämtliches Getreide ausgedroschen; nur mehr die Körner waren noch im Getreideputzer zu putzen, da damals noch keine Putzvorrichtung in die Maschine eingebaut war. Der Kessel wurde mit Buchenscheitern, Stockholz und eigens hiefür bereitgehaltenen astigen Holzklötzen geheizt. In den ersten Jahren gab es immer viel Zuschauer bei diesem neuartigen Betrieb. Die Garben wurden von der Ösen auf den Dreschkasten hinaufgegeben, dort den Bandlabschneiderinnen weitergereicht und vom Einlasser in die Spindel hineingelassen. Beim Haferaufschlagen standen meist einige Aufgeber zusammen, drehten mit den Gabeln einen großen „Drahling“ zusammen und schlugen ihn mit Schwung hinauf auf den Drescher. Droben mußte dann der „Drahling“ mühsam auseinandergebracht werden.

Beim Maschindreschen liefen die Körner in angehängte Säcke, die dann in das Tennkastl oder auf mit Plachen ausgelegte Leiterwägen aufgeschüttet wurden. In den Kasten konnte das Getreide erst nach dem Putzen gebracht werden. Am vorderen Ende des Dreschers waren zwei „Schwabn“fänger und „Schwabn“binder, die einen fingen das aus dem Kasten sich ausbeutelnde Stroh mit den Armen zusammen und legten es dem andern auf das schon bereitgehaltene Strohband, der band den „Schwabn“, schwanzte ihn mit zwei Büscheln Halmen bei den Ähren zusammen und schupfte oder trug ihn dem „Schwabn“aufgeber zu, der ihn mit der langen Gabel meist am andern Tenn auf die „Bie“ (Bühne = Bretterauflage oberhalb der Tenne) hinaufgab. Von dort wurden „Schwabn“ noch höher unters Dach hinaufgegeben und dort geschlichtet, weil im Stadl jeder Platz ausgenützt werden mußte. Das Haferstroh wurde meist in die leergewordenen Korn- und Weizen-Ösen geschlichtet. Das „Gsod“, die Graten (Granen), „Haferfleibm“ und alle andere Abfallstreu, wurde vom „Gsod“trager in Körben zusammengerafft und außen auf Haufen zusammengetragen. Daß es bei den vielen Maschinleuten und den mannigfach abwechselnden Arbeiten auch immer lustig herging, ist selbstverständlich, meist wurden abends die überall üblichen Maschin-Tänze mit allerhand Spielen, Kraftproben und Schabernack abgehalten.

Das Maschinführen hatte auch seine Eigenheiten, es war ein ungewöhnlich starkes Fuhrwerk, besonders wenn es in die Berge hinaufging; meist mußten zwei Paar Ochsen angespannt werden. Derjenige Bauer, der die Maschine abholte, mußte den Dreschwagen, also die schwerere Fuhr, übernehmen, den Dampfkessel führte jener nach, der eben abgedroschen hatte; einige Nachbarn übernahmen die Vorspann und die Nachfuhr des Packelwagens. In den Bergen auf schiefen und unebenen Straßen waren diese Fuhren oft recht umständlich und auch gefährlich, zumal es vorkam, daß ein Teil trotz Verhaltens umkippte und Schaden nahm oder anrichtete. Die Ochsen wurden hiebei meist ins Joch gespannt, weil damit das ganze Fuhrwerk viel stabiler und sicherer war; im Riemengeschirr schlug es auf den verworfenen Straßen und Wegen den Ochsen die Deichsel an die Köpfe, wodurch sie im Zuge recht unsicher wurden.

Bei dieser „Sperl-Maschine“, wie wir sie nannten, verbrannte eines Tages der Dreschwagen im brennenden Stadel, den der Dampfkessel mit Funkenflug in Brand gesetzt hatte; der Dampfer wurde von da an „Häuseranzünder“ genannt. Eine Nachbargemeinschaft, bei der auch Vater dabei war, kaufte eine Dreschgarnitur mit Benzinmotor. Die Maschine war in Ordnung, nur der Benzinmotor streikte öfter, da es zur richtigen Behandlung an Fachleuten mangelte. Als der Benzinmotor dann ganz ausfiel, nahmen wir im Leihweg

den vereinsamten alten Dampfkessel vom Sperl wieder in Betrieb, der noch lange seine Dienste leistete. Eine zweite Dampfmaschine vom Hamberger, die etwas schwerer war und bereits eine Putzerei eingebaut hatte, betreute nebstbei noch unser Gebiet. Dann kaufte noch eine kleine Gemeinschaft in der Eben eine schwere Maschine an, die die ganze Gegend betreute, nur für die Berge war sie nicht fahrbar. Unsere Benzinmaschine wurde auch „Zwölf-Apostel-Maschine“ genannt, weil genau 12 Bauern als Interessenten beisammen waren. Beim Dreschen wurde meist auch die Brechmühle beim Dampfer angehängt und Hafer und Gerste gebrochen. Nach dem Dreschen wurden bei vielen Bauern die Futter- und Strohvorräte mit der vom Dampfer betriebenen Futterschneidmaschine als Vorrat für den Winter zusammengeschnitten; unter das Ochsenfutter wurde Weizenstroh, unter das Kühfutter Haferstroh mitgeschnitten.

Das Lauber- oder Streuheuen war in meiner Heimat eine sehr notwendige Arbeit, weil zuwenig Getreide und damit auch zuwenig Streu vorhanden waren. Wir und einige Nachbarn hatten in unseren schön gemischten Waldungen Laub genug, andere wieder bezogen das Laub mit Servitutsrecht aus den ärarischen Wäldern in der Nähe der Großalm. Diese Arbeit konnte nur nach einer Reihe schöner Tage, wenn das Laub trocken war, im Frühjahr und auch im Herbst gemacht werden. Das Laub wurde mit groben, festen Streubesen im Wald heruntergekehrt und vom weiblichen Personal mit eigenen Streurechen weiter herunter„geraspelt“, dann wurde es in den Plachen zu Binkeln gebunden und am Nacken in die auf günstigen Plätzen stehenden Streuhütten getragen oder mit den üblichen „Bretterhatschen“, auf die man zwei Binkel auflud und mit dem „Streu-Seilerl“ festband, zu der Streuhütte gezogen. Bemerkt muß werden, daß unsere Waldungen am Kolmannsberg auf oft recht steilen Hängen standen, so daß das Laub beim Kehren wie in einer Heumahd leicht herunterrollte, auch das Herunterziehen mit Bretterhatschen (Schlitten) ging über die Steilhänge leicht talab, war aber für jüngere Burschen gefährlich, und oft sind Unvorsichtige kopfüber mit der Binkelfuhr hinuntergeköllert. Was Spaß machte, wenn sich keiner weh tat dabei. Über steile Schüsse mußte man sich fest an die Binkel zurücklehnen und mit Bergschuhen an den Füßen stark grebeln und herhalten.

Die Bretterhatschen, auch Steuschlitten genannt, waren ganz primitive, niedere Schlitten und bestanden aus zwei geklobenen Buchenbrettern mit etwa 1,20 m Länge und etwa 15–20 cm breiten Buchenbrettern, die mit etwa 1 Meter langen Stabsprossen verbunden waren, auf welche die Binkel aufgelegt werden konnten; an der Vorderseite waren die Bretter aufgerundet und als vorderste Sprosse ein beweglicher Balken angebracht, an dem eine leichte Deichsel, etwa einen Meter lang, zum Lenken befestigt war. Die Deichsel war ganz primitiv und bestand aus einem gegabelten Aststück. Von den Streuhütten mußte die Streu im Frühjahr oder Herbst mit diesen Schlitten bis zu einer Stelle heruntergezogen werden, an die man mit dem Wagen herankommen konnte; dies war eine starke, aber auch lustige Arbeit. Zu einer vollen Fuhr am Wagen brauchte man 12 Binkel, daher 6 Streuzieher, die, jeder 2 Plachen über die Schulter gehängt und darüber den Schlitten, den Waldfurt bis zur Hütte hinaufgingen. Dort wurden von den Weibsleuten die Binkel mit dem Laub angefüllt, der jeweilige Zieher, dem die Fuhr gehörte, hielt mit den Händen die Plache auf, half den Binkel binden, setzte dann seine zwei Binkel auf den Schlitten und schnürte sie mit Hilfe eines andern am Schlitten fest. So wurden alle 6 Schlitten beladen, und unter Jauchzen wurde in einem Zuge, einer nach dem andern, talwärts losgefahren. Herunten

wurden die Binkel auf den Wagen geladen und heimgefahren, im Hof nahm dann einer nach dem andern einen Binkel auf den Nacken und trug ihn über eine Leiter auf den Streuboden, an der offenen Stelle ober der Leiter nahmen die andern die Binkel in Empfang und leerten sie aus. Dann ging es wieder mit den Plachen über der Achsel zur Verladestelle, wo die Schlitten aufgenommen und zur Hütte hinaufgetragen wurden. Je nach der Entfernung der Hütte vom Haus mußte im Tag acht- bis zehnmal hinaufgegangen und heruntergefahren werden. Dies war natürlich mit gegenseitiger Nachbarhilfe möglich, die in meiner Heimat auch beim Bergwiesenheu und Mistführen im Winter auf die höher gelegenen Wiesen selbstverständlich war. Nach solchen anstrengenden Arbeiten war abends natürlich alles müde, aber trotzdem gab es unter und nach der Arbeit allerhand Spaß und Schabernack. Heute wären diese Arbeiten unmöglich.

\*

Die Dachschildeln, die wir selbst gemacht und aufgedeckt haben, gehören heute größtenteils der Vergangenheit an. Dachschildeln konnte man nur aus besonders geeigneten, großen und astfreien Baumstämmen gewinnen, die in den Bauernwaldungen fast nicht mehr zu finden waren, sondern als Servitutsholz aus den ärarischen Waldungen bezogen wurden. Am geeignetsten zu Schindeln waren die Tannen wegen des schönen, geraden Klubes (klieben = spalten), auch schöne Lärchenstämmen – die Lärchenschindeln waren besonders dauerhaft – und mitunter auch Fichten wurden hiezu verwendet. Solche schöne Tannenstämmen waren damals noch in den abgelegenen hintersten Gräben des Kraberges, in Moosbach usw. zu finden. Zur lassigen, schönen Zeit, so vor dem Heuen, wurde das Holz von den Bauern selbst oder auch von gedingten Holzknechten gehackt, gefällt und ausgearbeitet und zur Sommerung – über Sommer zum Trockenwerden – liegen gelassen. Im Herbst nahm der Förster die Vermessung des Holzes vor, die dann am Forstamt Schloß Ort eingetragen und verrechnet wurde, ein Mehr oder Weniger der zugeteilten Menge wurde im nächsten Jahr ausgeglichen. Das Bezugsrecht für Unternberg und die meisten Nachbarn bestand in 13½ Meter Brennholz, das man auch – mit Abzügen – auf Bau- oder Zeugholz umtauschen lassen konnte, 2–3 Festmeter Bau- und 2–3 Festmeter Zeugholz, zu dem eben dieses Schindelholz gehörte. Brauchte man jemals zum Eindecken einer ganzen Dachfläche mehr Schindelholz, so ließ man sich statt des Brennholzes, das man ja in den eigenen Waldungen hatte, Schindelbäume auszeigen.

An der Schüli (von schälen) erkennt man den richtig geeigneten Schindelbaum, der die Sicherheit verspricht, daß er sich auch pfeifengerade aufklieben läßt. Die Schüli ist bei den meisten Nadelbäumen ein etwas aufgeschälter, aufgesprungener Streifen in der Rinde, der sich am Stamm bis ins Astwerk hinaufzieht und jede leichte Drehung des Holzes durch den Wind anzeigt. Die meisten Stämme haben die Schüln nach links, diese klieben nicht gerade und geben nach links verdrehte Schindeln. Brauchbar für Schindeln sind nur die Bäume mit etwas nach rechts gerichteter Schüln, diese klieben sich pfeifengerade aus, wie geschnittene Bretter. Wenn dies nicht schon beim Schlägern geschah, wird das Holz im Wald auf die für den Gebrauch und zur Heimbeförderung (Bringung) erforderlichen Längen ausgeschnitten und in kleinere Partien zusammengebracht. In so manchen abgelegenen, steinernen Wassergräben, in die man mit dem Schlitten im Winter nicht hineinkonnte, mußten die schweren Bloche „händtisch“ mit den Sapeln und Griffen (Beißer) in den Händen mühsam mit „Horuck“ vorwärts bis zu einer anfahrbaren Stelle gebracht werden. Von hier

wird das Holz dann bei Schnee mit den Bockschlitten, meist mit Ochsen, über die hohen, oft verworfenen und sehr gefährlichen Waldwege heruntergestreift bis zu einer Ablagestelle an der Straße, von wo es mit einem Doppelschlitten heimgeführt wird. Zum Zusammenstreifen des Holzes aus dem Wald sind Pferde nicht gut geeignet, die Ochsen, die auch mit Eisen beschlagen sein müssen, finden in den engen und holprigen, oft ganz steilschüssigen Wegen leichter durch.

Das Schindelmachen war sodann, wenn das Holz daheim war, und nach Beendigung des Holzfuhrwerkes die richtige Winter-Heimarbeit. Vom Stamm wurden die Schindelbrocken mit etwa 23 Zoll Länge abgeschnitten; vom ersten Brocken wurde sogleich eine Kostprobe gemacht, wenn er schön gekloben hatte, wurden sie nacheinander hergeschnitten und unter Dach gebracht, daß sie nicht zu stark angefrieren konnten.

Nun gings über das Glensen, das Spalten der Brocken, das mit dem Glenseisen und einem Schlägel gemacht wurde. Nachdem die schönen, aber noch rauhen Schindeln abgelegt waren, konnte man das Glattschneiden mit dem Reifmesser beginnen, das man meist in der warmen Stube besorgte, da ja das Holz rein war. Auf dem Roafschammel (Hainzelbank) wurden die Schindeln ganz glatt geschnitten und dann entlang einer sonnigen Stelle an der Hausmauer luftig aufgeschlichtet, im Herbst wurden sie dann unter Dach gebracht. Als Abschnitte kamen ganze Haufen von schönen „Schoaten“ (Schwarten) zusammen, die durchs Jahr zum Anheizen der Öfen dienten. Meist im Frühjahr deckte man dann größere oder kleinere schadhafte Stellen am Dach mit den neuen Schindeln wieder neu auf. Die Schindeln wurden mit Nägeln an die Latten angenagelt, so daß sich Brett über Fuge deckte. Im Attersee- und Salzburger Gebiet wurden die Schindeln etwas größer gemacht und auf den dort üblichen Flachdächern mit Steinen niedergeschwert. Heute werden fast nur mehr Laubstreuheiten im Wald und Heustadel in den hohen Bergwiesen mit Schindeln oder auch mit geschnittenen Brettern eingedeckt. Von längeren Restbrocken, die nicht mehr so schön kloben, wurden Zaunspalten abgekloben, die man heute noch besonders im Steirischen als schöne Weidezäune sehen kann. Zur Stütze und zum Aufbau der Weidezäune wurden die starken und dauerhaften Äste von den starken Nadelbäumen genommen, die in der brauchbaren Länge zugeschnitten, am dicken Ende gespitzt und abgerindet wurden.

\*

Der Brunnzeug und der Brunnrohrnager waren ganz notwendige Geräte zur Erhaltung und Ausbesserung der aus Holzröhren bestehenden etwa 500 Meter langen Wasserleitung am Elternhaus Unternberg. Am äußersten Wieseneck unterm Waldsaum ist eine ausgiebige Quelle mit bestem, frischem Wasser, das in Holzröhren entlang des Waldes und dann durch die Wiese zum Haus geleitet wurde. Zum Ausbohren der lärchenen und fichtenen Röhren hatte man einen gut zwei Meter langen Bohrer (Nager) mit einer Bohrweite von 2-2¼ Zoll. Dieses Brunnrohrbohren haben der Vater und auch wir Buben immer selbst gemacht. Heikel war das Bohren deshalb, weil man vom Kern (Mitte des Holzstämmchens) nicht abkommen durfte; um mit dem Bohrer nicht seitwärts hinauszukommen, mußte man ständig die ausgebohrten „Schoaten“ (Schwarten) beobachten. Die neuen Brunnröhren wurden dann in einer eigenen Retzlache im Wasser für den jeweiligen Bedarf aufgespeichert.

Bei einer so langen Wasserleitung mußte des öfteren ein schadhaftes Rohr ausgewechselt werden, wozu man den bereits erwähnten Brunnzeug brauchte. Der bestand aus einer



großen Zange und dem Flachnager mit dem Zapfenring. Am einen Ende des Rohres wurde mit dem Zapfenring ein Zapfen ausgearbeitet und am andern Ende die Bohrung mit dem Flachbohrer erweitert, so daß das Rohr auf den Zapfen des anschließenden Rohres aufgesetzt und auf dem andern Ende der neue Zapfen in die Flachbohrung des hier anschließenden Rohres eingeführt werden konnte, dabei mußten das neue und das anschließende alte mit der Zange so hoch gehoben werden, daß man sie ineinanderstecken konnte, dann wurden sie vorsichtig niedergelassen und in die Erdführung eingetreten. Die Stöße, wie man die Zusammenschlüsse nannte, mußten natürlich wasserdicht abschließen. Die Arbeiten an der Wasserleitung nannte man kurz „Brunnführen“ (den Fluß des Wassers in den Röhren weiterführen). Das Haus liegt auf einer kleinen Anhöhe, das Wasser floß in den dichten Röhren vom Waldrand herunter durch die Niederung und wurde über den Haushügel zum Brunnen hinaufgetrieben; man sagte, das Wasser habe einen Instand. Als es noch keine Brunnager und daher auch keine Brunnröhren gab, wurde wahrscheinlich das Wasser in Rinnen hergeleitet, in denen es natürlich nicht bis ins Haus hinaufgetrieben werden konnte, so wird es damals unterm Haus in einen Holzgrand ausgeflossen sein und ins Haus heraufgetragen worden sein müssen.

Unterm verlängerten Hausdach stand auf der Granderbruck ein 4–5 Meter langer Holzgrand, in den das Wasser von der Brunnsäule armdick hineinfloß und in einer Holzrinne über den Hof in die Wiese wieder abfloß. Der Holzgrand war aus einem riesigen Baumstamm ausgestemmt und ausgedechst; seit etwa 1905 nimmt ein großer Betongrand das Wasser auf, der von der Haus- und Hofseite zugänglich ist. Seit längerer Zeit ist dieses Wasser vom Brunnen weitergeleitet hinauf zu zwei Nachbarhäusern. Von der ausgiebigen Quelle aus sind noch zwei Leitungen zu zwei Nachbarhäusern abgezweigt.

\*

Die Viehmärkte begannen meist zu Michaeli, so der Timelkamer Viehmarkt, einer der größten Viehmärkte Oberösterreichs, den wir alljährlich besuchten. Zeitlich früh sind wir da aufgebrochen und durch die Reindlmühl über den Hongar oder Almberg, Aurach usw. bis Timelkam zu Fuß gewandert. Vater kaufte dort meist einen jungen Stier oder trächtige Kalbinnen, die wir dann mit andern in einem Trieb am gleichen Tag nach Hause trieben, wo wir erst nachts ankamen. Den angekauften Tieren wurde meist ein Feigenkranz auf die Hörner gebunden, auf den wir als Kinder schon begierig warteten. Den Gallimarkt in Schörfling besuchten wir auch sehr gern, auch den Nikolomarkt in Ischl, von dem man meist in hohem Schnee heimtreiben mußte.

Der „Münster-Viehmarkt“ war nicht so reichlich beschickt, aber von weit und breit gern besucht. Das Jungvieh kam von den Almen und wurde am Münsterer Markt hin und her gehandelt, mit den Ochsen für das Winterfuhrwerk gabs auch allerhand Handel, und so manches Bergbäuerlein stellte sich wieder über den Winter einige trächtige Kalbinnen ein, wenn es sein Heustock erlaubte. Mit dem Viehhandel, der als Nebeneinkommen besonders wichtig war, ging immer viel in der heimatlichen Berggegend. Bei den meisten Bauernhäusern, die einen Hauswald hatten, war dieser Wald mit den wenig erträglichen Rand-Wiesenflächen als Viehhalt (Weide) für die Jungrinder eingezäunt, die sich über den Sommer schon an den Weidegang gewöhnten und an Wachstum und Gesundheit profitierten. Im nächsten Jahr kamen sie dann auf Bergalmen, wie auf die Genossenschaftsalm Kreuzing, oder auf die Weiden in Ebensee, Langwies usw., von wo sie im Herbst in den Stall oder

auf die Viehmärkte zum Verkauf getrieben wurden. Die Überländ vom Heimathaus Unternberg, von dem vorher schon die Rede war, hieß von alters her bis heute „der Ifang“ (Einfang), es war also früher die ganze Bergwiese eine Weide. Da die beschwerliche Berghewarbeit wegen des Mangels an Hilfskräften heute nicht mehr bewältigt werden kann, hat unser Nachfolger, der heutige Besitzer, die ganze Bergwiese vor einigen Jahren wieder in eine Weide mit Koppeln, also wieder in den alten „Ifang“, umgewandelt und weidet dort alle Sommer das Jungvieh. Die „Heimhalten“ und „Schafhaltl“ sind fast überall abgekommen, weil die Einfriedung zuviel Arbeit verlangt und heute mit den Motormähern die Wiesenränder des Waldes leicht abgemäht werden können.

\*

Die „Fischerweiber“ von den Fischerhütten nach dem See kamen gern an Sonntagen ins Heimatdorf mit ihren „Stangelfischen“, die sie nach dem Amt am Kirchenplatz auf Holztassen feilhielten. Diese Stangelfische – eine eigene Spezialität in der Traunseegegend – wurden auf Holzspießern aufgespießt, über Rücken und Seiten geschröpft und dann am offenen Feuer unter ständigem Herumdrehen gebraten. Die Fische, in Forellengröße, waren meist Reinanken, aber auch Saiblinge und andere Gattungen wurden sehr gern gekauft; ein Stück kostete zwei Kreuzer, drei bekam man um fünf Kreuzer, mit einem Weckerl wars nach der Kirche wohl eine bescheidene, aber um so feinere Jause. Wenn die „Fischerweiber“ des öfteren die Stangelfische am Kirchplatz nicht anbrachten, gingen sie zum Kirchenwirt auch in die Gaststube mit ihrer Ware, wo die Stangerl zum Bier besonders gern geschnappt wurden. Da jagte sie aber meist der behäbige und energische Wirt zur Tür hinaus, weil er dabei sein „Lüngerl“ (Beuschel) und seine Speckwürste nicht losbrachte und weil dann unter den Tischen eine Menge abgekiefelter Holzstangerl herumlagen. Damals war der Absatz der Fische nicht so groß, drum mußten die Fischerweiber an Sonntagen in die umliegenden Ortschaften gehen und ihre Ware anbieten – heute sind diese Fische in der Stadt und auch bei den Fischern selbst oft schwer zu bekommen.

\*

Die Botenfuhrwerke waren in der so abgelegenen Vichtauer Gegend besonders wichtig. Die beiden Krämer im Ort hatten jeder selber ein einspänniges Pferdegespann, mit dem sie ihre Waren von Gmunden heimführten. Über die „Haöhnberögn“ (hohen Berge) von Münster herauf konnten sie mit ihren leichten Pferden nicht fahren, sie mußten über Münster durch die Eben und dann auf der Traunkirchner Straße herauffahren, wo die Berge etwas sachter, aber immerhin auch noch zügig sind. Sie fuhren einige Male in der Woche, unbedingt jeden „Ertag“ (Eritag = Dienstag), an dem der Gmundner Wochenmarkt abgehalten wird. Da hatten sie auch für andere Leute allerhand Sachen mitzubringen, besonders die jungen Ferkel, welche die Bergbauern am Wochenmarkt gekauft hatten. Der eine Krämer hatte ein ganz leichtes, aber zähes Pferd, das genau so flink und beweglich war, wie er selbst, er war immer der erste auf der Heimfahrt, der andere Krämer hatte ein etwas schwereres Pferd, und er selbst war mit seinen etwa 130 Kilo eben auch schwer genug und eine ganz gehörige Last fürs Roß, da er immer auf dem Wagen saß.

Außer den Krämern fuhr als ein beständiger Frächter für die Vichtauer der „Gassen Sepp“ von der Gassen mit einem schweren Zugpferd einige Male wöchentlich nach Gmunden und schleppte allerhand Sachen und Waren über die Berge herauf, teilweise auch für die Krämer. Auch die Bahnfrachten holte meist er und brachte sie ins Haus; er war ein sicherer Fuhrmann, verlässlich und bescheiden.

Die Bräuoachsen von der Eggenberger Brauerei zogen auch regelmäßig ihre Bierfahren von Vorchdorf hinein über Gmunden-Altmünster und über die Berge zu den Wirten in der Vichtau. In den Brauereien wurden damals diese schweren Ochsen bei den Bauern aufgekauft, eine Zeitlang zum Bierausführen verwendet und dann mit den Biertreibern gemästet.

\*

Die Hausierer waren damals oft eine Landplage. Mit allerhand Zeug in Binkeln zogen sie von Haus zu Haus, oft hatten sie schlechte und entwertete Ausschußware, die sie den Leuten um teures Geld anhängen wollten. Die „Kraner“ (Krainer) mit ihren Kraxen am Buckel und der offenen Auslage vor dem Bauch wurden lieber gesehen als die andern Hausierer. Ihre Rasiermesser, Seifen, Kämme, Taschenmesser, Tabakspfeifen, Anhängsel, Broschen, Halskettlerl, schönen bunten Tücherl wurden oft ganz gern gekauft, zumal dieses Zeug nicht zu teuer war. Sie kamen meist aus Krain und durchzogen mit ihren Kraxen unsere Gegenden, die meisten waren schon bekannt und hatten ihre Häuser, in denen sie über Nacht blieben. Die Rastlbinder, Häferl- und Pfannenflicker waren eigentlich ein notwendiges Übel, zumal es damals in weiter Umgebung wenig Spengler gab, die überdies wenig Freude am Häferlflicken hatten. Wenn die Rastlbinder ankamen, wurde alles schadhafte Geschirr im Haus zusammengesucht und ihnen vorgelegt. Nach einigem Trunk Most oder Schnaps begannen sie sofort die Arbeit, sie bauten neue Blechböden in die Häfen, löteten die löchrigen Pfannen und banden sogar die auseinandergebrochenen Tonreindl mit einem kunstgerecht angelegten Drahtgeflecht wieder zusammen. Ihre Arbeit machten sie im Sommer meist auf der Hausbank im Freien, die Bezahlung war bescheiden, und die Bäuerinnen waren froh, wenn das Geschirr wieder in Form war. Die Messer- und Scheren-schleifer kamen auch regelmäßig ins Haus und fanden immer Arbeit, ebenso die unentbehrlichen Sieberer oder Reitermacher, die wiederum die schadhafte Reiter und Siebe in Ordnung brachten. Genauso kamen auch die Korbflechter und Zögermacher immer zeitgerecht ins Haus, man mußte Haselstäbe und junge Eschen bereithalten, von denen sie die Zaine abziehen konnten, mit denen die Körbe und Zögern geflochten und ausgebessert wurden.

\*

Der „Bäcker-Sepperl“ gehört noch erwähnt, er war bei einem Bäcker in Gmunden als Brotrausträger eingestellt und machte trotz seines Alters wöchentlich zweimal die weite Tour von Gmunden über Altmünster, Nach dem See und zu den umliegenden Häusern bis hinein zu unserm Haus, von wo er dann über die Hornberge und Münster nach Gmunden todmüde heimging. Das Gmundner Brot wurde in unserer Gegend sehr gern gekauft, weil es feiner und schmackhafter war. Meist kaufte man Knödelbrot (große weiße Wecken) für Semmelknödel, und wenn Mutter halbwegs bei Kasse war, kaufte sie auch einige Kipfel für uns Kinder, die wir schon ganz gierig mit den Augen aus dem Bäckerkorb herausfischen wollten, besonders wenn sie der Bäcker-Sepperl in seiner überaus freundlichen Art und Weise anpries. Freilich erwischten wir meist nur ein halbes Kipfel, weil für eine größere Kinderschar nicht so viel gekauft werden konnte. Mit dem Weißgebäck brachte der gern-gesehene Bäcker-Sepperl immer auch noch einen Extrakorb voll Neuigkeiten aus Gmunden und dem von ihm durchstreiften „Gäu“ mit, die er besonders befiessen und anregend erzählen konnte, wobei sich seine müden Füße wieder etwas ausrasteten. Am Heimweg geriet er meist in die finstere Nacht.

Zu den heimischen Typen gehörte auch die „Glaserer Pepi“. Sie war beim Bäckermeister bedienstet und führte tagtäglich mit einem flotten Hundegespann das Brot in die Häuser aus. Die zwei Hunde waren wie Pferde angeschirrt und an das Wagerl gespannt, sie saß bequem auf dem Wagerl und lenkte die Hunde, die oft mit ganz schöner Geschwindigkeit dahintrabten. Hinter ihr hatte sie am Wagerl den Bäckerkorb, der auch am Buckel getragen werden konnte. Bei den Häusern hielt sie an, krallte das Gebäck aus dem Korb und trug es ins Haus, die Hunde hielten derweil Wache beim Wagerl und schnauften sich aus. Einmal stand sie auf dem Wagerl, um die Wecken und Semmerl, Bollerl, Schienbeinl und Kipfel von ganz unten heraufzuholen, derweil kamen wir Schulbuben daher und bewarfen in unserm Übermut die Hunde mit Steinchen, die Tiere sprangen natürlich sofort auf und sausten in einem Sprung mit dem Wagerl und ihrer Herrin davon, die gute Pepi stürzte dabei kopfüber in den Bäckerkorb, so daß nur mehr die Füße herausragten, dann kollerte sie samt dem Korb auf die Straße, und die Hunde mit dem Wagerl waren weg. Seither mußten wir bei jeder Begegnung in weitem Bogen ausweichen, weil die Pepi uns jedesmal mit der Peitsche bedrohte.

Die „Einleger“ habe ich wohl selbst nicht mehr erlebt, aber die meisten noch gekannt, als sie nach Abschaffung der Einlage als Bettler von Haus zu Haus herumzogen. Bettler gab es immer, es waren meist unverschuldet – wegen Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit – im Alter in Not geratene, aber auch arbeitsscheue Menschen, die kein Dach über dem Kopf und nichts zu essen hatten. Jeder Bauer mußte einen solchen „Einleger“, wie man sie nannte, an bestimmten Tagen mit Kost und Unterkunft betreuen, in die Einlage nehmen. Diese Leute waren nicht gern gesehen, sondern eher verrufen, weil sie meist schlechte Manieren, Ungeziefer usw. hatten, oft auch anspruchsvoll oder frech waren. Sie hausten meist im unteren Stubenwinkel neben der Stubentür; wenn kein Tisch dort war, mußten sie sich mit dem Bankwinkel begnügen. Das Nachtlager wurde ihnen im Sommer im Heustadl, im Winter im Stall zugeteilt. Dies war natürlich eine ständige und unangenehme Belastung für die Bauern, deshalb wurde diese Einlage gegen 1900 abgeschafft, in der Gemeinde ein Armenhaus errichtet und die Leute dort untergebracht und versorgt. Diese Art Kasernierung taugte aber vielen nicht, so daß sich manche immer noch bettelnd herumtrieben und lieber bei den Bauern nächtigten. Sie waren dieses Herumstrolchen schon so gewohnt, so daß sie sich an eine ordentliche Pflege und Betreuung nicht gewöhnen konnten. Auch waren sie unter den Bauern schon so bekannt und an sie gewöhnt, daß sie lieber bei ihnen blieben als im Armenhaus.

Die „Dichtlin“ war die Frau eines Holzknechtes und führte im kleinen Dichtlhäusl ein bescheidenes Dasein. Im Sommer befaßte sie sich mit allem Eifer mit Beerenpflücken in den bergigen Wäldern. Sie füllte die Beeren (Erdbeeren, Zeppbeeren, Himbeeren usw.) in Schüsseln und Brotkörberl, stellte 4 bis 5 volle Körbchen auf ein langes Brett, das sie mit einem Tragriedel auf den Kopf nahm, und so den weiten Weg bis Traunkirchen und Ebensee ging, wo sie die Beeren den Bestellern zutrug oder auf freien Plätzen zum Verkauf anbot; spät abends stapfte sie wieder heimwärts und war an den nächsten Tagen schon wieder bei ihren Beeren in den Waldungen. Eine solche Last frei auf dem Kopf 3–4 Stunden weit zu tragen, erforderte bei den miserablen Straßen viel Geschicklichkeit und Mühe. Ein kleines Hunderl war ihr ständiger Begleiter.

Der „Mauseler“, klein und unansehnlich von Gestalt, hatte sich auf das Mäusefangen spezialisiert, zog von Haus zu Haus und fing die Grundmäuse. Mit einem Spitzstecken in

der Hand stocherte er in den Wiesen den Grund ab und suchte so die Mausgänge im Boden, in die er seine Drahtfallen hineinrichtete. Den gefangenen Maulwürfen zog er die Bälge ab und verkaufte sie. Bescheiden wie er war, arbeitete er meist nur um die Kost und etwas Hühnerfutter. Sonst war er ein aufgeweckter Charakter, wußte viel zu erzählen und brachte viel Unterhaltung mit ins Haus, besonders mit seinem drolligen und schalkhaften Benehmen.

\*

Die Kaiserjagden gehörten zu den besonderen Feierlichkeiten der Heimat. Kaiser Franz Josef hielt alljährlich oder mindest jedes zweite Jahr eine Hof- oder Kaiserjagd, wie wir sie nannten, in der Vichtau, in den ärarischen Gebieten hinter der Groß-Alm ab. Schon lange vorher war die Rede davon, daß heuer der Kaiser mit seinem Gefolge wieder zur Jagd komme. Die Holzknechte mußten das Jagdgebiet schon zeitlich vorher absperren und auch auswärtige Hirsche und Gamsen dorthin eintreiben. Bei der Jagd selbst mußten die Holzknechte mit den heimischen Förstern und Jägern das Revier in Richtung zu den Standplätzen des Kaisers und der prominenten Jagdgäste durchtreiben. Der Kaiser brachte jedesmal einige Hirsche, öfter auch Gamsen zur Strecke, was dem Jagdpersonal reichliche Treibgelder eintrug, so daß die Holzknechte meist einige Tage „nachtreiben“, das heißt: blaumachen konnten.

Solche Hofjagden waren wochenlang das Tagesgespräch in der ganzen Gegend. Wenn der Hofzug mit den vielen und prächtigen Kaleschen von Traunkirchen her ankam, liefen von allen Seiten die Leute zur Straße herbei, um den Kaiser und seine hohen Gäste zu sehen. Bei meinem Heimathaus, wo der Hofzug vorbei mußte, warteten die Nachbarn der ganzen Umgebung auf die Ankunft des Kaisers. Als endlich die ersten Kutschen mit den prächtigen, stolz dahertrabenden Pferden und den in ihren bunten Uniformen hoch am Bock sitzenden Kutschern heranfuhr, drängten sich alle Leute näher heran und brachen in laute Hochrufe aus, wenn der Wagen mit dem Kaiser anfuhr. Der Kaiser saß gemächlich im Jagdanzug mit Lederhose im Wagen und grüßte die Leute bewegt und freundlich mit seinem runden Jagdhütl in der Hand unter ständigem Kopfnicken und freundlichem Lächeln. Den letzten Kutschen mit Jagdgästen schaute man noch lange nach und erging sich dann in allerhand Gesprächen über den Kaiser, der von Ischl kam, und die Hofjagd. Zur Sicherheit für den Kaiser patrouillierten wohl einige Gendarmen die Straße entlang, aber sehr spärlich, für unseren alten Kaiser bestand ja wenig Gefahr. Nach der Jagd fuhr der Kaiser mit seinem Gefolge wieder zurück über Traunkirchen, Ebensee nach Ischl, auf der ganzen Strecke ehrfurchtsvoll und freudig begrüßt. Mit Kriegsbeginn waren diese Hofjagden in der Vichtau zu Ende.